

Der evangelische und katholische Gott?

Konfessionelle Unterschiede und Übereinstimmungen

Ein inhaltlicher Blick auf den gemeinsamen Studientag von dkv und aeed am 5./6. Mai in Erfurt

Gibt es in der Gottesfrage noch konfessionelle Unterschiede? Wie bei jedem theologischen Thema lässt sich auch diese Frage nicht objektiv klären. Die Beantwortung hängt davon ab, ob man die konfessionelle Differenz in den Vordergrund rücken will oder nicht. Wenn man die Differenz betont,

dann lassen sich durchaus konfessionelle Systeme im evangelischen und katholischen Gottesverständnis unterscheiden, die miteinander nicht identisch sind, sich dafür aber gegenseitig ergänzen. Das machte der Studientag in seinen verschiedenen Phasen deutlich.

In der *ersten Phase* des interkonfessionellen Austausches der Teilnehmer/innen des Studientags zum Gottesverständnis standen gemeinsame Vorstellungen im Mittelpunkt. Wenn sich Unterschiede auftaten, dann eher auf der Ebene individueller Überzeugungen, konfessionelle Blöcke ließen sich nicht ausmachen.

Individuelle Gottesrede und persönliches Glaubensverständnis als Kernsätze evangelischer Theologie

In der *zweiten Phase* der konfessionellen Orientierung übernahmen die beiden Vortragenden dezidiert konfessionalistische Standpunkte, die sich vor allem auf die „Produktionsbedingungen“ des Gottesverständnisses bezogen. Im Vortrag von Prof. Dr. Dorothee Schlenke, Evangelische Systematische Theologie, PH Freiburg entstand das konfessionelle System dadurch, dass sie das evangelische Gottesbild an Luthers Radikalisierung der Gnadenlehre in der Rechtfertigungslehre

aufhing: Das Individuum ist der Ort der Gottesbeziehung, über „Gott“ an sich lässt sich nicht mehr objektiv reden, sondern die Gottesrede ist eine konsequent individuelle.

Die individuelle Gottesbeziehung nimmt das Individuum in das Leben hinein, in die Beziehung zu den Menschen, auf diese ist die Gottesbeziehung gerichtet. Daraus ergibt sich die Zurückhaltung gegenüber Formen der natürlichen Gotteserkenntnis und philosophischer Gottesdenkbarkeit, die zu allgemeinen Aussagen zu Gottes Wesen, Wesen und Wirken kommen. Deshalb verbietet sich aber auch ein Fundamentalismus, der die Gotteswirklichkeit von der Beziehung der Glaubenden löst. Theologie kann dementsprechend auch keine Lehre von Glaubenssätzen sein, die besser als die Glaubenden selbst über Gott reden können. Sie ist die wissenschaftliche hermeneutische Reflexion der Glaubensartikulation der Gemeinschaft, die sich auf einen Diskurs einlässt, das Artikulierte mit dem darin Gemeinten abzugleichen. In dieser Form kann der evangelische Gottesglaube nur plural sein, so plural wie die Gottesbeziehungen der Glaubenden. Diese Perspektive weist gleichzeitig Vorstellungen zurück, dass doch alle Religionen an *einen* Gott glauben, weil dadurch die Vorstellung eines objektiven Gottes unterstützt würde, an den die Religionen als kontingente Wissenssysteme Anteil haben. Diese Objektivität gibt es gerade nicht. So entsteht eine erkenntnisleitende Diffe-

renz, die ein inklusives rationales Gottesverständnis ablehnt und eher von einem exklusiven Offenbarungsverständnis ausgeht. Aus evangelischer Sicht ist es deshalb hilfreich, auf ontologische Spekulationen über Gottes Wesen und Sein zu verzichten und eher auf die glaubende Deutung geschichtlicher Momente zu setzen.

Die Katholische Position: Sozial vermittelter Glaube und rational beschreibbares Gottesverständnis

Prof. Dr. Bertram Stubenrauch, Katholische Dogmatik, LMU München, betonte dagegen, dass die katholische Position heilsrealistisch von Gott spricht, der als Person das Leben, mein Leben sucht. Gott wirkt zwar im Leben des Gläubigen, aber die Geschichtsmächtigkeit Gottes ist nicht abhängig von meiner Gläubigkeit. Gerade in der Betonung der Inkarnation des Logos ist daran festzuhalten, dass die Gott-Welt-Beziehung rational beschrieben werden kann.

Die natürliche und rational nachvollziehbare Möglichkeit zur Gotteserkenntnis ermöglicht erst den Dialog mit den Religionen über den einen Gott, so Prof. Bertram Stubenrauch auf katholischer Seite; Foto: dkv

Deshalb gibt es in der natürlichen Gotteserkenntnis, als der Erkenntnis Gottes, und nicht *meines* Gottes, auch durchaus ein inklusives Moment, das den Dialog mit den Religionen strukturiert. Die Gegenwart Christi ist sozial vermittelt, deshalb gehört zum Bekenntnis an den heilswirksamen Gott auch das Bekenntnis an die heilsrelevante Kirche. An zwei Punkten ist deshalb aus dieser Perspektive eine starre Rechtfertigungslehre aufzubrechen: in der Individuums- und Egozentrierung, die den Menschen vom Schöpfungslogos isoliert, und in der Personabwertung, die den Menschen erst so klein und die Sünde so groß denkt, dass Gnade erst diese zentrale Bedeutung bekommen kann.

Theologie ökumenischer Pluralität bringt bildende Differenzen ins Spiel

Im anschließenden Gespräch der beiden Vortragenden über die eigenen blinden Flecken, der *dritten Phase des Studientags*, sahen beide sehr genau im Profil der anderen Konfession die eigenen Schwächen: dass evangelischerseits die Sozialgestalt des Glaubens nie mehr sein kann als der Zusammenschluss der gläubigen Individuen und oder dass katholischerseits die objektive Gottesrede mit ihrem Gefälle von oben nach unten mitunter so schwer die realen Existenzen der Menschen erreicht. Beide Systeme entwickeln aber auch genau darin ihr Selbstbewusstsein, dass sie wichtige blinde Flecken bei der anderen Konfession aufdecken, und werden erst in der Abgrenzung in sich stimmig. Im Gespräch wurde deutlich, dass es eine Einheitsmeinung mit beiden Vortragenden nicht geben kann. Der Verlust wäre zu groß. Ökumene lebt von einer Theologie ökumenischer Pluralität, die die konfessionellen Differenzen nicht verschleiert, sondern als bildende Differenz ins Spiel bringt.

In der *vierten Phase* schließlich arbeiteten Prof. Mirjam Schambeck, Universität Freiburg, und Prof. Bernd Schröder, Universität Göttingen, ein Konzept zur konfessionellen Kooperation aus. Das Konzept ging nicht nur inhaltlich anspruchsvoll mit den Differenzen um, sondern verlangte von den Akteuren einiges ab. Aber wie produktiv die Differenz für den gemeinsamen Lernprozess war, das war an dem Studientag ohne Frage zu spüren.

*Ihre zwölf Thesen zur Konfessionellen Kooperation fanden großen Anklang:
Prof. Bernd Schröder und Prof. Mirjam Schambeck*

Die abschließende Diskussion in der *fünften Phase* brachte zwei relevante Fragebereiche auf:

1. Die vorgestellten konfessionellen Wissenssysteme blenden intrakonfessionelle theologische Pluralität aus, sie sind überprofilert, sind vermutlich nicht nur Christinnen der anderen Konfession fremd.

Natürlich ist die evangelische Position nicht einfach Luthers Position, würden Kirchenhistoriker/innen einwenden. Von daher erscheinen die konfessionellen Wissenssysteme künstlich. Können sie überhaupt der Gegenstand des Religionsunterrichts sein? Die Einwände zu den konfessionellen Wissenssystemen sind berechtigt, trotzdem meine ich, dass sie didaktisch nicht besonders relevant sind. Das „Reli-Wissen“ ist immer schon eine eigene relativ theologie- wie auch kirchlichimmune Wissensform gewesen, entscheidend ist der Bildungswert für die Kinder und Jugendlichen und die Möglichkeit, damit Unterricht ans Laufen zu bekommen. Zentral ist deshalb, was eine solche theologisch differenzierte Ökumene didaktisch leisten kann, und da wurde deutlich: eine Menge. Und zwar gerade durch die vereindeutigte Redeform eines konfessionellen Systems wird es notwendig, darüber zu sprechen, dass es meinen Glauben nicht fassen kann, dass andere Perspektiven Wichtiges zu sagen haben, dass ich mich in anderen Perspektiven wiedererkenne, dass sich der konfessionelle Glaube weiter entwickeln kann und nicht auflösen muss sowie dass die Komplexität gesteigert werden kann.

2. Aber wird damit nicht – so könnte man mit Guido Meyer kritisch fragen – der Religionsunterricht wieder inhaltlich dominant? Treten den Kindern und Jugendlichen nicht wieder normative Wissenssysteme gegenüber, zu denen sie sich kaum verhalten können? Verän-

dert das nicht die Statik im Verhältnis von Sache und Subjekt, wie sie sich mit der Subjektorientierung in den letzten Jahrzehnten herausgebildet hat?

Das sind gewichtige Anfragen. Entscheidend wäre für mich, dass die Leitidee auch des konfessionell-kooperativen Religionsunterrichts die Ermöglichung religiöser Bildung bleibt. Und individuelle religiöse Bildung braucht gerade lebendige soziale Praxis, in die die Gegenstände eingebettet sind, damit sie sich entfalten kann. Subjektorientierung als religionsdidaktisches Prinzip heißt also nicht, die Kinder nicht mehr mit normativen Wissenssystemen zu konfrontieren. Nur: sie können eben nicht mehr als Person unter dem Anspruch stehen, der konfessionellen Sozialgestalt zu folgen. Dass die theologische differenzierte Ökumene dies auch nicht automatisch zur Folge hat, wurde an dem Studientag deutlich. Jede/r konnte sich von den konfessionellen Wissenssystemen distanzieren, sich von außen oder in der eigenen Konfession kritisch dazu äußern. Irritation und Konfrontation gehören dazu und sind auch die Bedingung, um Positionalität herauszufordern, sie müssen eben nicht automatisch übergriffig werden. Diese Gefahr wird umso schwächer, wenn ein differenzorientierter Religionsunterricht nicht nur *ein* evangelisches und *ein* katholisches Wissenssystem gegenüberstellt, sondern auch die unauflösbare Vielfalt des innerkonfessionellen einschließlich des häretischen und des säkularen Wissens sichtbar und thematisierbar wird.

Der Studientag war mit Sicherheit ein besonderes religionsdidaktisches Moment, da das, worüber intellektuell gesprochen wurde, selbst auf der Ebene der sozialen Praxis mit dem ganzen Risiko und Gewinn erfahrbar wurde.

Prof. Dr. Oliver Reis